



Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

TOM REISS

DER SCHWARZE GENERAL

*Das Leben des wahren
Grafen von Monte Christo*

Aus dem Englischen von
Thomas Pfeiffer und Karin Schuler

Mit neun Karten

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Alexandre Dumas im
Deutschen Taschenbuch Verlag:
Die drei Musketiere
Der Graf von Monte Christo



Deutsche Erstausgabe 2013
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2012 Tom Reiss

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The Black Count. Glory, Revolution, Betrayal, and the Real Count
of Monte Cristo (Crown Publishers, New York)

© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Die deutsche Übersetzung erscheint mit freundlicher Genehmigung von Crown
Publishers, einem Imprint der Crown Publishing Group (Random House, Inc.)

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise
Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagillustration: Sam Weber

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28017-4

*Für Diana und Lucy,
die wissen, was es heißt, zu warten und zu hoffen,
und für Melanie,
die weiß, warum sie die Brücke in die Luft gejagt haben.*

INHALT

PROLOG, TEIL I	26. Februar 1806	9
PROLOG, TEIL II	25. Januar 2007	15

ERSTES BUCH

KAPITEL 1	Die Zuckerfabrik	41
KAPITEL 2	Der schwarze Kodex	56
KAPITEL 3	Normannische Eroberung	74
KAPITEL 4	»In Frankreich ist niemand ein Sklave«	90
KAPITEL 5	Amerikaner in Paris	109
KAPITEL 6	Ein schwarzer Graf in der Stadt des Lichts	122
KAPITEL 7	Ein Dragoner der Königin	134

ZWEITES BUCH

KAPITEL 8	Die Sommer der Revolution	157
KAPITEL 9	»Erneuerung durch Blut«	175
KAPITEL 10	»Auch das schwarze Herz schlägt für die Freiheit«	188
KAPITEL 11	»Monsieur de l'Humanité«	206
KAPITEL 12	Der Kampf um die Spitze der Welt	224
KAPITEL 13	Der Tiefpunkt der Revolution	243
KAPITEL 14	Die Belagerung	259
KAPITEL 15	Der schwarze Teufel	282

DRITTES BUCH

KAPITEL 16	Führer der Expedition	295
KAPITEL 17	»Sein republikanischer Wahn«	323
KAPITEL 18	Verbrannte Träume	345
KAPITEL 19	Gefangener der Streiter für den Heiligen Glauben	358

KAPITEL 20	»Die Bürgerin Dumas ... ist in großer Sorge um das Schicksal ihres Gatten«	382
KAPITEL 21	Der Kerker	394
KAPITEL 22	Warten und Hoffen	414
EPILOG	Die vergessene Statue	442
ANHANG		453
	Danksagung	455
	Abkürzungen	463
	Bibliographie	465
	Anmerkungen	485
	Register	537

PROLOG, TEIL I

26. Februar 1806

Es war kurz vor Mitternacht am Abend des 26. Februar 1806, und Alexandre Dumas, der spätere Verfasser der Romane ›Der Graf von Monte Christo‹ und ›Die drei Musketiere‹, lag im Haus seines Onkels in tiefem Schlaf.¹ Er war noch keine vier Jahre alt. Man hatte ihn dorthin gebracht, weil sein Vater sehr schwer krank war und seine Mutter es für das Beste hielt, das Kind nicht im Hause zu haben. Gegen Mitternacht wurde der Junge durch einen lauten Schlag aus dem Schlaf gerissen. Im Licht der Nachtlampe sah er, wie seine Cousine sich sichtlich erschreckt neben ihm aufrichtete. Alexandre kletterte aus dem Bett. In seinen Memoiren, gut vierzig Jahre später, erinnert er sich:

»Wo willst du hin?«, rief meine Cousine.

»Das wirst du schon sehen«, erwiderte ich ganz gelassen, »ich will dem Papa die Türe aufmachen. Er kommt, um sich zu verabschieden.«

Das arme Mädchen sprang höchst alarmiert aus dem Bett, packte mich, als ich gerade meine Hand auf den Türgriff legte, und brachte mich mit Gewalt wieder ins Bett zurück. Ich sträubte mich in ihren Armen und rief, so laut ich konnte:

»Leb wohl, Papa, leb wohl, Papa.«²

Am nächsten Morgen kamen die Erwachsenen, um die Kinder zu wecken, und einer von ihnen erzählte Alexandre, dass sein Vater in der vergangenen Nacht gestorben war.³

»Mein Papa ist tot«, sagte ich. »Was bedeutet das?«

»Es bedeutet, dass du ihn nie wieder sehen wirst.«

»Was meinst du damit, ich werde meinen Papa nie mehr sehen?
Warum denn nicht?«

»Weil Gott ihn zu sich genommen hat.«

»Für immer?«

»Für immer.«

»Und deshalb werde ich ihn nie wieder sehen? Gar nie mehr wieder?«

»Gar nie mehr wieder.«

»Und wo wohnt Gott?«

»Gott wohnt im Himmel.«

Ich dachte einen Moment nach. Ich war noch ein Kind und schwach an Einsicht, dennoch fühlte ich, dass in meinem Leben etwas Unwiderrufliches geschehen war. Sobald ich einen Augenblick unbeobachtet war, verließ ich das Haus meines Onkels und lief geradewegs zum Haus meiner Mutter.

Die Türen standen offen, alle Gesichter waren sorgenvoll, man fühlte, der Tod war da.

Ich schlich mich unbemerkt hinein und gelangte zu der kleinen Kammer, in der die Waffen verwahrt wurden. Dort nahm ich ein Gewehr an mich, von dem mein Vater gesagt hatte, dass es mir gehören würde, wenn ich einmal groß wäre. Damit bewaffnet stieg ich die Treppe hinauf.

Im ersten Stock begegnete ich meiner Mutter. Sie kam eben aus dem Sterbezimmer. Ihr Gesicht war nass von Tränen.

»Wo willst du denn hin?«, fragte sie, erstaunt, mich hier zu sehen, wo sie doch dachte, ich sei bei meinem Onkel.

»Ich gehe in den Himmel«, erwiderte ich.

»Wie, du gehst in den Himmel?«

»Ja, lass mich.«

»Aber was willst du denn im Himmel, mein armes Kind?«

»Ich will den lieben Gott totmachen, weil er Papa totgemacht hat.«

Meine Mutter schloss mich so fest in ihre Arme, dass ich dachte, ich müsste ersticken.

Alexandre Dumas schrieb diese Zeilen, als er gerade 45 geworden und zu dem Schluss gekommen war, es sei an der Zeit, seine

Lebensgeschichte zu Papier zu bringen. Er kam dabei nicht über sein 31. Lebensjahr hinaus – eine Zeit, in der er noch keinen einzigen Satz als Romanautor veröffentlicht hatte –, widmete aber die ersten 200 Seiten einer Geschichte, die nicht weniger fantastisch ist wie diejenigen, die er in seinen Romanen erzählte: dem Leben seines Vaters, des Generals Alexandre – Alex – Dumas, eines Schwarzen aus den Zuckerkolonien, der mit Glück die Französische Revolution überlebt hatte und zum Befehlshaber von 50 000 Soldaten aufgestiegen war. Die Kapitel über General Dumas basieren auf den Erinnerungen seiner Mutter und der Freunde seines Vaters sowie auf offiziellen Unterlagen und Briefen, die der Sohn von seiner Mutter sowie vom französischen Kriegsministerium erhalten hatte. Es ist eher der Versuch einer Biografie, voller Lücken, Auslassungen und Nacherfindungen von Szenen und Dialogen. Die Geschichte seines Vaters endet mit der oben wiedergegebenen Szene, danach beginnt der Romanautor mit seiner eigenen Lebensgeschichte.

Allen, die sich fragten, ob ein Kind in diesem Alter sich wirklich an solche Details erinnern kann, antwortete Dumas mit den Worten der Haydée, einer weißen Sklavin aus ›Der Graf von Monte Christo‹. Haydées Vater starb, als sie vier Jahre alt war, verraten und ermordet von einem der Hauptschurken des Romans. Nachdem sie dem Grafen mit bewegenden Worten von ihrem Vater berichtet hat, sagt sie: »Ich war vier Jahre alt; aber was ich erlebt habe, war für mich so wichtig, dass ich nichts davon je vergessen habe.«⁴

Die Erinnerung an einen Menschen zu bewahren ist das Wichtigste in den Romanen von Alexandre Dumas. Die größte Sünde, die jemand begehen kann, ist das Vergessen. Die Schurken in ›Der Graf von Monte Christo‹ töten den Helden, Edmond Dantès, nicht – sie sorgen dafür, dass er in ein Verlies geworfen und von der Welt vergessen wird. Dumas' Helden vergessen niemals irgendetwas oder irgendjemand: Dantès verfügt über ein absolutes Gedächtnis für die Details in allen Bereichen des menschlichen Wissens, für die Geschichte der Welt ebenso wie für alle, denen er jemals begegnet ist. Als er die, die ihn ins Vergessen schickten, der Reihe nach zur Rechenschaft zieht, muss er

feststellen, dass diejenigen, die ihm seine Identität geraubt hatten, die Tatsache seiner Existenz vergessen hatten – und damit auch den Akt ihres Verbrechens.

Wegen dieser Passage in den Memoiren seines Sohnes, die ich als Junge las und seither niemals vergessen habe, unternahm ich das Abenteuer, das Leben des vergessenen Helden General Alexandre Dumas zu rekonstruieren.

PROLOG, TEIL II

25. Januar 2007

Ich fürchte, die Angelegenheit ist höchst vertrackt«, sagte der Vizebürgermeister zu mir. »Und höchst bedauerlich.«¹

Fabrice Dufour, Vizebürgermeister des kopfsteingepflasterten Städtchen Villers-Cotterêts, trug einen gequälten Ausdruck im Gesicht. Dufour war verantwortlich für das ungeachtet seiner bescheidenen Erscheinung sehr beträchtliche kulturelle Erbe des Städtchens, gehörte dazu doch auch ein kurzer Moment, in dem es die Machtzentrale des französischen *Ancien Régime* gewesen war, als nach dem Tod von Ludwig XIV. im Jahr 1715 sein Nefte Philippe, der Herzog von Orléans und Regent für den fünf Jahre alten Thronfolger Ludwig XV., beschloss, dass der Hof so viel Zeit wie möglich hier verbringen sollte. So kam die kleine, graue Stadt gut 80 Kilometer nördlich von Paris unverhofft zu einer eindrucksvollen Reputation für höfische Skandale, zügelloses Verhalten und Ausschweifungen, was im Frankreich des 18. Jahrhunderts schon einiges besagen wollte. Das in der Frührenaissance errichtete Château, das über dem Büro, in dem ich gerade saß, in die Höhe ragt, war Schauplatz von nudistischen Dinnergesellschaften und Massenorgien inklusive Fesselungspraktiken gewesen, bei denen sich Adelige und Landbevölkerung, unterstützt von professionellen Liebesgespielen beiderlei Geschlechts, vergnügten. Diese Veranstaltungen firmierten unter der Bezeichnung »Adam-und-Eva-Nächte«, und nach dem Champagner wurden, wie ein Höfling berichtete, »die Lichter gelöscht, woraufhin die unbedeckte Gesellschaft sich in gegenseitiger Flagellation übte, wobei sie ihre Partner nach dem von der Dunkelheit diktierten Geschick auswählte und sich der Sache mit einer Gründlichkeit hingab, die Seine Königliche Hoheit in höchstem Maße entzückte.«²

Jahre später soll Ludwig XVI., der schüchterne und linkische Ehemann von Marie-Antoinette, noch errötet sein, wenn er den Namen des Ortes auch nur hörte – was nach 1723, dem Jahr, in dem der Regent starb und der Schwerpunkt des höfischen Lebens nach Versailles zurückverlegt wurde, nicht mehr allzu oft der Fall gewesen dürfte. Wenn überhaupt, dann wird Villers-Cotterêts seither nur wegen des Mannes hin und wieder erwähnt, über den mehr zu erfahren ich hergekommen war, eines Mannes, der hier um die Zeit der Französischen Revolution gelebt hatte und gestorben war. Die entschieden provinzielle Ausstrahlung des Ortes, an diesem grauen Januartag überdeutlich spürbar, ließ mich hoffen, dass bestimmte Unterlagen, an deren Vorhandensein ich fest glaubte, hier noch zu finden wären. Hinter seinem Tisch gab der Vizebürgermeister eine imposante Erscheinung ab. Er hatte ein schwachsichtiges Auge, mit dem er unwillkürlich blinzelte, und die Neigung, beim Reden ebenso unwillkürlich leicht zu lächeln.

»Höchst vertrackt«, wiederholte er mit Nachdruck.

Anschließend schwieg er eine gute halbe Minute, in der er immer wieder bedeutungsvolle Blicke auf mich, zum Fenster hinaus und auf die Gegenstände auf seinem Tisch richtete. Auf einem Beistelltisch fiel mir neben einem Stapel Broschüren über das Château eine Motorrad-Zeitschrift auf. Ich war mir nicht sicher, aber mir schien, als würde der Vizebürgermeister Wimperntusche tragen. Seine großen braunen Augen kamen mir ein wenig zu sehr betont vor.

Nach einem von einem »Tss-tss«-Seufzer begleiteten leichten Kopfschütteln sagte er: »Mein Herr, ich weiß, Sie sind den ganzen weiten Weg aus Amerika hierhergekommen, um sie zu treffen, aber ich fürchte, dass es unmöglich sein wird, Ihrem Wunsch zu entsprechen.«

In Gedanken machte ich mich daran, eine angemessene Erwiderung des Protestes auf Französisch zu formulieren. Mehr als jedes andere Volk auf Erden respektieren die Franzosen den Protest, weshalb sie ihre lebenswichtigen Industrien und Institutionen auch regelmäßig mit landesweiten Streiks lahmlegen. Allerdings muss man seinen Protest in der angemessenen Form

vortragen. Doch bevor ich auch nur ein Wort sagen konnte, sprach der Vizebürgermeister weiter.

»Unmöglich, mein Herr, aus dem einfachen Grund, weil die Dame, die Sie zu sehen wünschen, tot ist.«

Konnte es sein, dass ich mich verhört hatte? Elaine – so der Name der Leiterin eines örtlichen Museums, die zu einem Treffen bereit war – hatte am Telefon ganz und gar nicht alt geklungen. Nach ihrem Nachnamen hatte ich mich gar nicht erst erkundigt, denn in dem Museum war außer ihr nur noch ein Wachmann beschäftigt.

»Es kam sehr unerwartet«, sagte der Vizebürgermeister, und noch etwas über eine Krankheit, vielleicht Krebs. Ich war mir nicht sicher. Der Schock dieser Information ließ mich die Hälfte meines Französisch vergessen.

»Sie hat mir gegenüber nichts von einer Krankheit erwähnt«, sagte ich entschuldigend.

»Es hat uns alle schockiert und traurig gemacht«, erklärte der Vizebürgermeister.

Ich versuchte mich zusammenzureißen, murmelte ein paar Beileidsbekundungen und begann dann, ihm zu erklären, wie wichtig es für mich war, die Unterlagen einzusehen, die Elaine aufbewahrt hatte, Unterlagen, die zum Großteil seit zweihundert Jahren nicht mehr das Licht des Tages gesehen hatten, ausgenommen die wenigen Male, in denen sie von einem Sammler obskurer französischer historischer Memorabilien an einen anderen verkauft wurden, bevor sie schließlich hier, in diesem winzigen Museum, landeten, das aus einer Stiftung über eine bescheidene Summe zum Ankauf von Erinnerungstücken verfügte. Auf meine Frage, ob Elaines Stelle schon neu besetzt worden sei, schüttelte der Vizebürgermeister den Kopf. Hatte irgendjemand eine Aufstellung der Dinge in ihrem Büro gemacht? Die Unterlagen und Dokumente gesichtet? Ob ich einen Blick darauf werfen dürfte?

»Genau das ist es ja«, entgegnete der Vizebürgermeister. »Die Unterlagen sind nicht in ihrem Büro. Elaine war um die Sicherheit besorgt und verwahrte alles in einem Safe. Einem sehr großen und sehr stabilen Safe. Aber als sie starb, nahm sie die Kom-

bination mit ins Grab. Sie hat sie niemandem anvertraut. Sie war sehr darauf bedacht, die Dinge selbst in der Hand zu haben. Wir haben an allen erdenklichen Orten nach der Kombination gesucht, aber kein Glück gehabt ... Mein Herr, ich fürchte, da lässt sich nichts machen. Vor ein paar Wochen wäre es kein Problem gewesen, aber nun, fürchte ich, ist die Sache höchst vertrackt.« Er sah mich an. »Und höchst tragisch.«

Das Wort war, wiewohl mit vollendetem bürokratischem Gleichmut geäußert, äußerst passend gewählt. Das Büro des Vizebürgermeisters, das sich an einem direkt an das berühmte alte Schloss anschließenden Innenhof befand, war nur ein paar Häuser von dem kleinen Museum entfernt, wo Elaine die Dinge gerne alle selbst in die Hand genommen hatte. Die Einrichtung firmierte offiziell unter dem Namen »Musée Alexandre Dumas«, aber kaum einer der wenigen Besucher, die es nach Villers-Cotterêts verschlug, wird wohl gewusst haben, dass dieser berühmte Autor so vieler berühmter Romane, der hier geboren worden war, selbst der Sohn eines großen Mannes war – des ersten Alexandre Dumas.



Der erste Alexandre Dumas erblickte 1762 auf der französischen Zuckerkolonie Saint-Domingue das Licht der Welt. Sein Vater, »Antoine Alexandre de l'Isle«, war ein französischer Adeliger, der sich hier vor seiner Familie und dem Gesetz versteckte, seine Mutter eine schwarze Sklavin. Später legte Antoine seinen Decknamen ab, nahm seinen echten Namen und echten Titel wieder an – Alexandre Antoine Davy, Marquis de la Pailleterie – und kehrte mit seinem schwarzen Sohn über den Ozean nach Hause zurück, wo er in der Nähe von Paris in Pomp und Luxus lebte. Doch dann legte der Junge den Namen seines Vaters ab – zusammen mit seinem Adelstitel – und trat unter dem von seiner Mutter übernommenen Nachnamen »Dumas« als einfacher Soldat in die französische Armee ein. Nachdem er dank seiner herausragenden Leistungen in höhere Ränge aufgestiegen war, signierte er nicht einmal mehr mit seinem vollen Vornamen »Alexandre«,